

Die Corona- Tagebücher

*** Teil 8 ***

<http://www.literaturhaus-graz.at>

Mit Einträgen von:

Helena Adler, Bettina Balàka, Birgit Birnbacher, Melitta Breznik,
Ann Cotten, Nava Ebrahimi, Valerie Fritsch, Monika Helfer,
Lisz Hirn, Lucia Leidenfrost, Christian Mähr, Robert Pfaller,
Benjamin Quaderer, Julya Rabinowich, Angelika Reitzer,
Kathrin Röggl, Thomas Stangl, Michael Stavarič, Daniel Wisser

Die Corona-Tagebücher. Ein Projekt des Literaturhauses Graz

Konzept: Klaus Kastberger

Redaktion: Agnes Altziebler, Elisabeth Loibner

Weitere Infos:

agnes.altziebler@uni-graz.at

Tel. (derzeit): 0664/8565146

© Bei den Autorinnen und Autoren. Nachdrucke nur nach deren schriftlicher Genehmigung und mit dem Hinweis: Der Text ist Teil des Projekts „Die Corona-Tagebücher“ des Literaturhauses Graz.

INHALT

HELENA ADLER: QUARANTANAMO 8	3
BETTINA BALÀKA	5
BIRGIT BIRNBACHER	7
MELITTA BREZNIK: CORONA TAGEBUCH 6	9
ANN COTTEN	11
NAVA EBRAHIMI: CORONA-TAGEBUCH 8	14
VALERIE FRITSCH: CORONA TAGEBÜCHER 8	15
MONIKA HELFER: CORONA 8	16
LISZ HIRN	18
LUCIA LEIDENFROST: CORONA TAGEBUCH (TEIL 8)	19
CHRISTIAN MÄHR: CORONATAGEBUCH 8	20
ROBERT PFALLER	22
BENJAMIN QUADERER	24
JULYA RABINOWICH: ECHOKAMMER 8	26
ANGELIKA REITZER	27
KATHRIN RÖGGLA	29
THOMAS STANGL	32
MICHAEL STAVARIČ. CORONA-TAGEBUCH TEIL 8	34
DANIEL WISSER: CORONA DIARIES	36
BIOGRAFIEN	38

Helena Adler: Quarantanamo 8

4. Mai 2020

T. hat Geburtstag. Er wurde oben im Wohnzimmer geboren, etwa drei Meter über unseren Köpfen und vier Meter nach Norden. Damals gab es kein fließendes Warmwasser, sein Vater hat Bottiche auf dem Herd aufgestellt, um so etwas wie sterile Bedingungen zu schaffen. Er wäre stinkbeleidigt, wenn ich heute an einem Text feilen würde. Außerdem werden meine chronischen Schmerzen unterhalb der Brust immer stärker. Sie sind lokal, stellt der Physiotherapeut fest und drückt seine Daumen auf die empfindlichste Stelle. „Also kein Herzinfarkt, keine Bronchiektasien und nichts in der Lunge?“, frage ich. „Ich glaube nicht“, meint er und fordert mich auf, mein rechtes Bein anzuwinkeln. Dann hebt er mich auf, presst mich zusammen bis es knackst und spricht von Blockaden. Er fragt, ob ich mir einmal die Rippe gebrochen habe. „Nein. Nur Schokoladerippen“, antworte ich. Aber wer weiß. Es fühlt sich an, als würde er meinen Brustkorb aufbrechen und die Rippen zurechtrücken. Dann quetscht er meine Leisten und fragt, ob ich einen sitzenden Beruf ausübe. „Die beste Position ist immer die nächste“, weiß er und sagt, dass ich nach einer halben Stunde sitzen kurz aufstehen soll.

Ich fühle mich wie ein siechender Schriftsteller aus dem 18. Jahrhundert. Und wo ist mein Sanatorium? Um fünf vor zwölf suche ich einen alten Text heraus, den ich im Corona Tagebuch verwursten kann, ohne dabei ein Tier zu schlachten. Deshalb schnell mein Statement vom Jahresstipendium 2018. Die Zeitungen haben damals nur die ersten fünf Sätze abgedruckt. Wieso eigentlich?

Etwas zu Papier zu bringen, die Zeit und Möglichkeit zu haben, den Versuch zu wagen, etwas Literarisches zu fabrizieren, stellt für mich das größtmögliche Vergnügen überhaupt dar. Gewiss steckt auch viel Plackerei und Fingerknochenarbeit dahinter und, v.a. wenn es um autobiografische Elemente geht, viel Herzblut, und ich müsste lügen, würde ich behaupten, dass alles auf Antrieb als poetische Vollendung auf einparfümiertem Briefpapier herausfließt. Ich habe das auch nie gelernt – irgendein sprachliches Handwerk – dafür war ich zu faul. Stattdessen habe ich am Abrissbauernhof gelebt und viel zu viel ge-

raucht. Wenn dann aber etwas gelingt, bedingt das immense Euphorie meinerseits, da ist diese unheimliche Lust vorhanden, eine Gier danach, etwas in Worte zu kleiden, auch, es später selbst zu lesen, etwas verbal zu transportieren und zwar weniger analytisch als vielmehr emotional.

Der ganze Prozess ist zweifelsohne nur interaktiv befriedigend. Ich möchte andere wohin mitnehmen. Das Gegenüber in eine Schnitzeljagd katapultieren, deren Preis mein eigener ist. In einem Gelände, das ich tatsächlich gesehen oder aber zumindest geträumt habe. Der Wunsch ist eine Kooperation. Und das Ziel ist es, eine Empathie für den eigenen Wahn auszulösen und kein Zartgefühl für die persönlichen Butterseiten. Das Erzeugen von Empfindungen bedeutet für mich den größtmöglichen Hochgenuss, es gleicht emotionaler Völlerei.

Ich liebe die Sprache. Und ich hasse normative Grammatik. Sie ist die Zwangsneurose der Sprache, für die es viel zu viele Soldaten, aber keine Gesprächs-therapeuten gibt. Ein Militär, dem es primär um Knochen und Gerippe geht, weniger um Fleisch und Blut. Wir haben schon zu viele Gebirgsjäger in diesem Land, die mit Gewehren pedantisch unsere Grenzen kontrollieren, vielleicht bald eine peinliche pseudorepräsentative Kavallerie, die ausschließlich braune Pferde rekrutiert und nur ins Land oder unsere Bücher lässt, was einem soliden Regelwerk entspricht. Wer den Grammatikpass oder ein Reiterabzeichen besitzt, darf einreisen und nach eigenem Ermessen auch auf anderen herumgaloppieren. Auf solchen, die mäh und muh nicht ordnungsgemäß artikulieren. Man duldet keine Fremdwörter, keine Sprachvarianten. Man duldet keine Sprache aus Sprechen. Die Grammatik ist eine theoretische Staatsgewalt. Und irgendwann müssen alle Zivilisten in den Widerstand gehen, wenn auch zunächst verbal, und ihr Milizionären-Dasein beenden, weil ja Protest bereits nur noch Hochdeutsch formuliert werden darf.

Bettina Balàka

3.5.2020

„Es war unverantwortlich, in Ischgl nicht einen sofortigen Lockdown zu machen. Österreich war die Lachnummer Europas. Also wenn man über Schande lachen kann.“ „Dann aber das ganze Land zuzusperren, das war auch unverantwortlich. Und herumprahlen mit der niedrigen Infektionsrate, lächerlich. Man kann sich nur genießen als Österreicher.“

„Es war doch sonnenklar, dass man Schilifte und Schihütten sofort sperren muss. Das konnte nur in Österreich passieren, dass man die nicht sofort gesperrt hat. Wegen Tourismus und Niedertracht und Gier.“

„Aber deswegen gleich alle Sportstätten und Wirten im Land sperren? Präventiv? Wo noch gar nichts ist? Die Politiker rühmen sich, dass alles so viel besser ausgegangen ist als in Bergamo oder New York, aber als Bürger fragt man sich: Was ist mit den Sportstätten? Wer denkt eigentlich an die Wirte? Und an die Sportler, die sich nach hartem Training ein Bier verdient haben?“

„Zum Glück ist das jetzt eh bald vorbei, wenn alles wieder hochgefahren wird. Also nicht, dass ich jetzt gleich ins Fitnessstudio gehen werd. Ich lass mich doch nicht von unzähligen aerosolverbreitenden Personen aus nächster Nähe anröcheln. Mir ist das viel zu gefährlich. In der Garderobe drängeln sich alle, jeder schmeißt sein angeschwitztes und angesabbertes Zeug auf die Bänke, nein danke.“

„Zum Wirten werd ich sicher auch nicht gleich gehen. Wer garantiert mir denn, dass da in der Küche nicht ins Essen gehustet wird? Es ist heiß, man glaubt vielleicht gar nicht an den Virus – schon hat man die Maske abgenommen. Dann wischt man sich mit der behandschuhten Hand den Schweiß von der Oberlippe und schält weiter die Karotterln. Das brauch ich nicht. Da koch ich lieber selber.“

„Man hätte sich natürlich von Anfang an darauf beschränken können, nur die Alten und Vorerkrankten zu isolieren. Dann hätte man nicht die ganze Wirtenschaft an die Wand gefahren und der Rest von uns hätte normal weitergelebt.“

„Was man allerdings nicht machen hätte dürfen, ist, die Alten einfach wegzusperren, ohne sie zu fragen, ob sie das überhaupt wollen. Das Leben ohne Lebensqualität ist ja nicht viel wert. Man hätte also in jedem Altersheim eine Abstimmung machen können: Wollt ihr, dass weiterhin Besuch kommen darf? Dann hätten sicher einige gesagt, ja, mein Besuch schon, aber der von den anderen nicht. Das hätte man dann halt per einfacher Mehrheit geklärt. Und wenn doch das Virus eingeschleppt worden und etliche alte Leutchen ein paar Wochen früher als normal verschieden wären, hätte man sagen müssen: Lieber ein Ende mit Schrecken, als ein Schrecken ohne Ende!“

„Man muss sich einmal vorstellen, was das für jemanden wie unsere Großtante Herta bedeutet. Seit Jahren hat sie uns angefleht, dass wir sie einmal an irgendwelchen Feiertagen besuchen. Wir haben sie natürlich sowieso regelmäßig besucht, also sicher alle paar Monate. Zwei Mal im Jahr mindestens! Aber sie wollte Feiertage. Weihnachten ging nicht, weil da ist immer viel zu viel los. Und Ostern brauchen wir unseren wohlverdienten Osterurlaub. Aber heuer ist wegen der Coronageschichte die Maledivenreise ins Wasser gefallen und wir hätten endlich einmal die Tante Herta besuchen können! Am Ostersonntag! Und dann lässt man uns nicht. Sie hat am Telefon geweint. Du weißt, dass wir nichts lieber täten als dich besuchen, hab ich gesagt, aber die Regierung verwehrt es uns. Beschwer dich bei denen.“

„Die Leute sind völlig vertrottelt, typisch Österreich. Ich will in den Lift einsteigen zu einer Nachbarin wie üblich, frage natürlich höflich: Darf ich mitfahren? Und sie darauf mit entsetztem Blick: Bitte nicht! Das ist diese typische Blockwartmentalität.“

„Völlig verblödet alle. Ich bin heute kaum bei der Haustür hineingekommen, weil da ein Teenagerpärchen herumgeknutscht hat und natürlich nicht die Güte hatte, auszuweichen. Abstand!, hab ich gesagt. Ihr könnt´s nachher weiterknutschen! Die haben auch fix nicht im selben Haushalt gewohnt.“

„Die Kinder waren jetzt wochenlang daheim kaserniert, was uns an den Rand des Wahnsinns getrieben hat mit dem ganzen Homeschooling. Von heute auf morgen haben sie die Schulen geschlossen! Und jetzt auf einmal sperren sie sie wieder auf! Als ob sich das noch auszahlen tät bis zu den Sommerferien.“

„Außerdem: Ich schick meine Kinder sicher nicht in die Schule jetzt. Wenn sich die dort anstecken, dann liegt die ganze Familie flach.“

„Gerade bin ich durch die Stadt gegangen, überall Party auf den Wiesen, niemand hält die Abstände ein – wieso greift die Polizei da nicht ein?“

„Natürlich war das nicht okay, was sie da letztens wegen der paar Radfahrer gemacht haben, die angeblich im Pulk gefahren sind – völlig übertrieben.“

„Strafen, Strafen, Gewalt. Typisch Österreich. Der Bürger wird in seinem schlichten Sein im öffentlichen Grünen eingeschränkt. Aber wenn dann eine echte Coronaparty ist und man kaum durchkommt, ohne angeschnäuzt zu werden, dann ist keiner da. Weit und breit kein Polizeifahrzeug. Soll man dann anrufen? Ich weiß es nicht.“

Birgit Birnbacher

01.05.2020

jetzt wird sie bald nicht eingetreten sein, die neue gesellschaftsordnung. zu befürchten ist, dass sich der lange mythos von vollzeitarbeit als hauptermüdungsfaktor für die masse nicht bewahrheitet hat. alle waren zuhause und alle haben nicht die welt gerettet, nicht die ordnung geändert, nicht die verhältnisse umgestoßen, nicht den finanzmarkt umstrukturiert, nicht für die spar-verkäuferinnen demonstriert, nicht nicht mehr mit wohnraum spekuliert. es bleibt zu hoffen, dass die existenzangst, welche mit den umständen der vorübergehenden niederlegung der vollzeitarbeit einherging, ein derart verzerrendes kriterium ist, dass in wirklichkeit alle untätigkeit nichts gilt.

02.05.2020

jetzt ist also wieder offen. die medien berichten, dass der mensch zuallererst ins möbelhaus und zu mcdonald's fährt. ich stehe grundsätzlich jeder form von resignierender medienkonsummüdigkeit skeptisch gegenüber, aber heute fällt es mir schwer, dabei nicht müde und gelähmt zu sein.

03.05.2020

mittlerweile irritieren mich jene termine viel mehr, die nicht abgesagt worden sind, weil man nie weiß: wurden sie vergessen oder wartet man wirklich zu. wenn man zuwartet, wie ist das zu deuten? geht man ohnehin davon aus, dass niemand kommen kann, oder dass im juni, juli, september alles gut ist? parallel dazu werden neue herbsttermine ausgemacht, die eigentlich nur mit dünnem bleistift einzutragen wären, die ich trotzdem mit edding eintrage. brauchst du einen vertrag? schreiben sie mir. brauche ich einen vertrag? ich denke ja, nein, keine ahnung, wozu. mit oder ohne vertrag gilt doch ohnehin nichts von dem, was wir ausmachen, wirklich. seit mehr als sieben wochen kann alles immer anders sein als wir es kennen. seit mehr als sieben wochen machen ja nicht einmal mehr schöne kleider oder erste ahnungen von frühsommerabenden richtig spaß.

04.05.20

jetzt ist also offen, aber die gesellschaft ist nicht mehr die gleiche. ständig weiß irgendwo irgendwer besser bescheid über die regeln als irgendwer anderer und bessert den anderen dann aus. entweder durch offenen konflikt oder stumme sanktionen, indem man zum beispiel das kind fortreißt (mischform) oder jemandem etwas hinterherschimpft, wenn auch meistens nicht direkt, wenn auch meistens nur dritten gegenüber, die sich dann mehr oder weniger automatisch der regelinterpretation des schimpfenden anschließen, zumindest in der unmittelbaren reaktion also so tun, als seien sie mit ihm d'accord, als müsste jede minimalbegegnung am zebrastreifen nach einem kleinen frieden streben, weil ein größerer nicht zu haben ist.

andauernd müssen alle einander was abnicken oder zugestehen. andauernd muss alles sortiert und zeitlich und örtlich, situativ angepasst werden. manche strengt das so an, dass sie auf parkbänke fallen, aus den backen blasen und sich ergeben: ermüdet stimmen sie nun auch in den leisen sündenbock-verschwörungstheorie-murmeltönen mit ein, welchem sie bisher tage und wochen, wenn auch vielleicht nur langsam und humpelnd, stetig davongegangen sind.

04.05.20

meine zweite arbeit erinnert mich ständig daran, dass meine stillgelegte erste arbeit eine enorm privilegierte angelegenheit ist, nicht nur, weil der luxus besteht, auch ohne einnahmen trotzdem irgendwie einnahmen heranschaffen zu können, sondern auch, weil alles so viel freier ist: im zeitablauf, im verrinnen der wochen und der jahre, im stilllegen und wiederaufnehmen der tätigkeit. wer nichts zu schreiben hat, kann immer noch feinarbeiten, wer nichts zu melden hat, kann immer noch onlinelesen. draußen in der echten welt gibt es jetzt einige, die können niemanden mehr fragen. die meisten jobs sind einfach vorbei, wenn sie beendet worden sind.

04.05.20

ich bin dankbar, dass corona nicht das wirkliche schriftstellerleben stilllegt, sondern das schriftsteller-spielen: das vorlesen, das reisen mit dem buch, das darstellende spiel zur eigentlichen sache also, und demnach alles immer noch nicht so schlimm ist, wie es auch sein könnte.

Melitta Breznik: Corona Tagebuch 6

25.4.2020

Das schöne und warme Wetter in den letzten Wochen schien den allgemeinen Stillstand zu unterstreichen, doch jetzt erleichtert es auch die langsam wiederbeginnenden Begegnungen im Garten, auf Abstand – wenigstens eine Einladung an ein befreundetes Paar. Das Buch, das er im März veröffentlicht hat, schwirrt haltlos im Raum umher, doch findet es sein Publikum. Wir werden noch staunen, welche Wege die Bücher gehen, auch ohne Besprechungen in den Zeitungen, die ja immer seltener erscheinen wegen Kurzarbeit und Home-office. Die Entscheidung der NZZ, zwar Dividenden auszuschütten, aber Kurzarbeit einzustreichen und das Feuilleton zu vernachlässigen, ist kein Beispiel für eine konstruktive Haltung der Kultur gegenüber. Es ist kein gutes Zeichen

für unsere Zivilisation, wenn an der Kultur als Erstes gespart wird, nur weil man im Moment mit ihr keine Spekulationsgeschäfte machen kann.

26.4.2020

Seit Mitte letzter Woche wurde ein Termin zur Wiedereröffnung der Rehabilitationsabteilung festgelegt, etwas provisorisch zuerst, weil noch keine klareren Direktiven vom Kanton vorliegen, wie die Umsetzung der Hygienemaßnahmen funktionieren soll. Wir sind auf «Standby», die Ruhe ist vorbei, Termine trudeln ein, vorsichtig zwar, aber sie reihen sich langsam wieder am Horizont auf und verstellen den freien Blick, den ich in den letzten Wochen so sehr genossen habe. Noch kann ich mir nicht vorstellen, wie diese sogenannte „neue Normalität“ - ein Unwort – funktionieren soll. Es hat etwas Unwirkliches an sich, denn wer will in eine Rehabilitation, in der alle Beteiligten die ganze Zeit mit der Maske herumrennen. Zuletzt sind alle nach den psychotherapeutischen Gruppen und Gesprächen vor lauter Sauerstoffmangel erschöpft oder nicht mehr zurechnungsfähig.

27.4. 2020

Die Gesichter der meisten Menschen, die ich treffe, sind gebräunt, alle hatten Zeit, sich bei dem Wetter draußen zu bewegen. Der Teint steht im krassen Gegensatz zu der Situation, die sich aber durch die Lockerungen und Ankündigung von etwas mehr „Normalität“ deutlich leichtfüßiger anfühlt. Die Menschen scheinen nicht mehr so still, es ist auch wieder mehr Verkehr im Tal. Heute öffnen die Gärtnereien, aber es ist noch viel zu früh auf 1400 Meter etwas einzupflanzen, der Schnee und der Frost kommen bestimmt im Mai. Es herrscht mehr Betrieb in den Lebensmittelläden, was mir unlogisch erscheint, doch die Menschen scheinen es zu genießen, wieder «unverdächtig» zu lange vor dem Gemüse zu stehen, um vielleicht doch noch ins Gespräch mit jemandem zu kommen.

29.4. 2020

Die überschlagsmäßige Summe an Paketen der letzten Wochen: zu viele bruch-sichere Trinkgläser bestellt. (Inzwischen fast alle überflüssigen verschenkt. Hatte in meiner «Bestellungsübtheit» etwas falsch angekreuzt). Dann zwei blaue Schlafanzüge aus Baumwolle erhalten. (Waren schon lang fällig, und

man weiß ja nie, ob man ins Spital muss. Außerdem wird dieses Jahr kein Geburtstagspäckchen von meiner Mutter mit einem Seidenschlafanzug eintrudeln, leider). Ein paar Sportschuhe (Ich muss zugeben, die wären nicht notwendig gewesen, aber sie tragen sich gut). Dann von meiner Freundin in Tirol eine dicke Schafwolldecke, sie weiß seit Jahren, dass ich immer friere. Ein gestrickter Hase zu Ostern von meiner Freundin aus dem Tessin. Sie hatte in der Quarantäne viel Zeit Neues auszuprobieren. Der sitzt jetzt im Kleiderschrank neben dem Bären, den ich mag, in meiner „Kinderecke“.

Durch die Pakete befriedigen wir unsere haptischen und olfaktorischen unerfüllten Sehnsüchte, die wir durch Telefonieren, Skypen und Zoomen nicht gebündelt bekommen.

Ann Cotten

27.4.2020

Werde ich durch die Schriftstellerexistenz zur Pensionistin? Ich wusste nur, dass ich auf so eine vage theoretische Weise tiefrot bin, weil mich das Formulieren von Sätzen darüber nachdenken lässt, was prinzipiell zu sagen ist. Zugleich ist das aber eine sehr solitäre Arbeit, noch solitärer als Elektrikern oder Malern. Das Nirgendwo-Ankommen jetzt fühlt sich an wie Luxus, wie ein gefederter Neuwagen, gefedert mit genau den Euros auf dem Konto. Und wie bei dem stellt sich die Frage, wohin? Ich bin ja sowieso jemand, die täglich aufwacht und die Welt neu aufstellen muss. Und mein Leben wächst komisch, wenn ich's mit dem der anderen vergleiche. Als würde ich mit Absicht das Unkraut gießen, die gepflanzten Pflanzen ausreißen, nur um zu sehen, was da von Natur aus passieren würde. Nur damit ich mich auskenne. Ja es sieht aus wie diejenigen Pflanzen an der Grundstücksgrenze dieses Schrebergartens, wo die Nachbarn an einem mäßig windigen Tag mit dem Spritztank herumgegangen sind. „Sie winden sich“ könnte man anthropomorphisieren, ihr Leben geht ab jetzt scheiße schief, sage ich.

Manieren brauchen generell eine gewisse Grundsicherheit. Wenn dieser Jeder-gegen-jeden-Mikrokapitalismus herrscht, wie mit diesen Kill-all-your-peers-or-die-Startups, dann sterben Manieren aus, so schnell kannst du nicht „Wie bitte?“ sagen. Dann wird der Fahrradverkehr zu einer Schrott-Derby wie die US-amerikanische Lyrikszene.

Nachts träumte ich von einer Linie von Kiewerern, die in einer Straßenblockade vor dem Hotel Kummer "Ei am fram Austria" singen und nicht zu beirren sind, obwohl rund um sie die ärgsten Sachen passieren. Im Augenwinkel sah ich, wie Frauen zwecks Zwangsheirat oder Prostitution verschleppt wurden, wie Jugendlichen ihre erste Spritze gesetzt wurde, wie Drogenhändler andere Drogenhändler mit dem Messer angingen, wo Eheschlägereien bis zum Doppelmord eskalierten, während die Kinder vergeblich versuchten, sich bei ihren Eltern Gehör zu verschaffen, um neue Batterien für ihre Vorlesestifte zu bekommen. Alles, weil beide arbeitslos geworden sind oder immer schon prekär und sich angewöhnt haben, den giftigen Stress aus den Jobs auf kleinlichste Weise an einander auszutragen, denn in der Arbeit muss man lieb und souverän tun, sonst schadet es der Karriere. Krüppel wurden ungestraft von BMW-SUVs und Porsche Cayennes überfahren, während CEOs von Groß-, Mittel- und Kleinunternehmen in schicken und weniger schicken Anzügen Schlange standen, um heimlich Giftabfall in die Souterrain-Wohnungen von Familien von unversichert aber legal in der Baubranche arbeitenden Migrant*innen ohne Chance auf ein dauerhaftes Aufenthaltsrecht zu kippen. Ich wachte auf und hatte null Lust, aufzustehen. Nicht einmal zum Blumengießen reicht es. Dieses beschränkte Gönntertum kann ich heute nicht bewohnen.

28.4.2020

Wer hat eigentlich den Gartenschlauch erfunden? Und warum heißt er auf Englisch Hose?

2.5.2020

Leben mit Sympathie für sympathische Graffiti. Sie sind für mich auch wie Tiere, ich bekomme ein bisschen von ihrem Leben mit, aber kann nicht alle Codes. Ein Shruggie. In letzter Zeit viele harmlose Männernamen (Jakob, Clemens) in lustiger und lesbarer Schrift getagged. Fröhliche Anarchistennamen

mit einer freundlichen Kalligraphie. Überhaupt Kalligraphie, hat so viel mit Lebenspraxis zu tun. Geht nicht ohne Punk. Wie soll man sonst leben. Aber Punk kannst du nicht alleine im Schrebergartenhaus. Das wird gleich wieder "verrückte Hex"-mäßig.

Ausmalen mit Anne, ein Job. Bezahlte Zeit, in der ich nicht vor dem Laptop mit Worten rumstresse, sondern sozusagen alles in Reichweite in ein möglichst perfektes weißes Blatt verwandle. Alles mit Anne ist geil angenehm. So angenehm, dass ich mich frage, ob ich mitbekommen würde, wenn sie genervt ist. Ich bekomme es mit, aber sie lässt es so dermaßen überhaupt nicht an anderen aus, dass es mich auch fast schockiert. Ich lasse es voll an anderen aus, glaube ich. Unter dem Vorwand, dass man orientiert sein soll. Aber Annes verärgerte Seufzer sind noch so lieb, dass ich fürchten muss, dass sie wirklich oft mit Problemen, die sie sehr quälen, alleingelassen wird, weil nichts an ihr anderen Schmerzen bereitet und so zur Handlung zwingt. Andererseits ist sie die lebende Utopie. Und Recycling-Porno: richtige Freude, wenn man einen Quatsch wiederverwenden kann, wir haben die depperte Fake-Ziegel-Tapete als Abdeckplane benutzt und wandern damit und mit dem Falter von letzter Woche von Zimmer zu Zimmer. Immer wieder Lisa Eckhart in unterschiedlichen Stellungen im Türrahmen, immer wieder dieselbe Meinung, aber doch in einer anderen Kolumne, die Dolms der Woche in SZ, AZ, Bad und Küche.

3.5.2020

Dass das Internet eine Art Darkroom ist, wo nie rauskommen wird, wer alle Anwesenden in den Arsch zwickte, ist eine Boomer-Fantasie.

Und hört mit den albernen Zwei-Komponenten-Sicherheitssystemen auf, Boomer! Damit kann jedre, dier vom selben Menschen Computer und Handy klaut, auch gleich derssen Bankkonto räumen. Oder ist das eh so gedacht.

Nava Ebrahimi: Corona-Tagebuch 8

30. April

Die Leiterin des Literaturhauses Köln hat mir heute geschrieben, die Lesung am 19. Mai ist nun endgültig abgesagt, oder besser ins Netz verlegt, aber na ja. Ich hätte fast geweint, erstaunlicherweise das erste Mal seit Beginn des Lock-downs. Darauf, in Köln lesen zu können, habe ich seit Jahren hingearbeitet, schon während ich an meinem ersten Buch schrieb, oder vielleicht schon, als ich vor acht Jahren aus Köln wegzog und noch keine Zeile geschrieben hatte, sah ich mich in Gedanken mit einem Buch und wehenden Fahnen in Köln einreiten, ich wage sogar, nach Köln „heimzukehren“ zu sagen. Heimkehren ist ein krasses Wort in meinen Ohren. Es gehört eigentlich nicht in meine Welt, und überhaupt, es ist aus der Zeit gefallen, ein aufgeklärter Mensch wie ich sollte alle Essays zum Thema „Heimat“ gelesen haben, jedoch längst kein Bedürfnis mehr danach verspüren. Aber ich entblöße mich jetzt selbst, auch, um hier ein wenig authentisches Tagebuchfeeling zu verbreiten, und gestehe: Im Moment der Veröffentlichung meines Debüts sehnte ich mich danach, meinen Roman an einen vertrauten Ort zu tragen und zu präsentieren wie ein Neugeborenes (weitere Analogien: ET steht für Erscheinungstermin und Entbindungstermin, *liber* heißt Buch und Kind). Ich wollte Freunde, Bekannte, Verwandte versammelt sehen, wollte in ausschließlich mir wohlgesonnene Gesichter blicken, wollte, dass mein ehemaliger Deutschlehrer in der ersten Reihe sitzt und jedem zuraunt, dass er es eh schon immer gewusst habe.

Aber mein erstes Buch erschien, und nichts dergleichen geschah. Keine Lesung in Köln (in Graz auch nicht, aber darunter litt ich damals noch nicht). Ich fühlte mich wie unglücklich verliebt, fragte mich, ob mein Heimweh nach Köln vielleicht nur eingebildet sei, mit welchem Recht ich für mich beanspruchte, Kölnerin zu sein. Ich war nicht in Köln geboren, meine Eltern heißen Jalileh und Iraj und nicht Annemie und Jupp, und zusätzlich hatte ich die Stadt einige Jahre mit Hamburg betrogen. Ich hörte sogar auf, an Karneval nach Köln zu fahren, weil ich fürchtete, dieses Ereignis plötzlich, mit meiner neuen Distanziertheit, ebenso bescheuert zu finden wie der Rest der Menschheit.

Ich durchlebte die fünf Phasen der Trauer, an deren Ende die Akzeptanz stand. Ich habe keine Heimat – wer bitte hat so etwas noch? –, aber ich lebe an einem Ort und an diesem Ort häufe ich Tage, Wochen, Monate, Jahre an.

Die fast verdrückte Träne zur Absage der Kölner Lesung; reine Sentimentalität, ich weiß. Aber ich kann nicht anders, diese Absage nehme ich dem Virus echt übel.

1. Mai

Mein Cousin ist Makler für Luxusimmobilien in New York City. Dank ihm und unserer Facebookfreundschaft bin ich immer top informiert, wie sich der Markt gerade entwickelt. Die Nachfrage nach Immobilien mit Pools zum Beispiel hat sich im April verdreifacht. Doch „...we will once again rise to the challenge and move forward with optimism, solutions and an effective strategy, making certain to continue to offer our clients the absolute best service possible in the industry. We will get through this together!“, geben er und sein Arbeitgeber sich zuversichtlich.

Ich einer Schachtel bewahre ich die Fotos auf, die ihn und mich und die anderen Cousins und Cousinen in einem Dorf in der Nähe von Shiraz zeigen. Wir alle krabbelnd, sitzend, stehend in braunem Kord, buntem Nicki und Frottee. Wer wir geworden wären, wenn unsere Väter geblieben und wir alle in diesem Dorf aufgewachsen wären?

We will get through this together. In Corona-Zeiten in einem iranischen Dorf hat es mit diesem Satz eine andere Bewandnis.

4. Mai

Als ich heute am frühen Nachmittag die Mandellstraße entlangschlenderte, erinnerte ich mich an den Ausdruck „spät dran sein“. Einst war ich immer spät dran.

Valerie Fritsch: Corona Tagebücher 8

03.Mai 2020

Die ersten Blumenwiesen sind verblüht und die Löwenzähne zu außerirdischen Kugeln geworden, die sich unter einem leichten Windstoß oder einem schwe-

ren Atem auflösen. Die Welt geht wieder los, hat geöffnet, füllt die verordnete Leere sorgfältig mit Altem, das mancherorts in der Maske des Neuen daherkommt. Noch bleibt der Überschwang aus, eine Zögerlichkeit wohnt in der Wiederherstellung, als fehlte ihr die Schubkraft, weil sie nicht nach vor, aber zurück will. Man versucht sich an die Einzelheiten von dem zu erinnern, was normal und unaufgeregt ist, sie zu reproduzieren und abseits eines kleinen Gefühls, dass man sich dabei selbst über die Schulter schaut, gelingt es auch leicht, man verlernt das Leben nicht, und die Tage. Die Gewohnheit geht gut von der Hand. Die Welt ist sich hinreichend ähnlich geblieben, und wer Glück oder Unglück hat, der, der er auch schon zuvor war. Man tastet die Wirklichkeit und sich selbst auf Veränderungen ab, und findet abwechselnd mehr oder weniger, als man sich gewünscht hat. Man zweifelt, weil einem nichts anderes übrigbleibt, vielleicht sogar aus Prinzip. Zu überprüfen, was man selbst denkt und was andere denken, ist der einzige Schritt, der nicht zurück führt, auch wenn die Geschwindigkeit, der herrliche Fahrtwind des Vorwärts, der Rausch des Unbekannten sich nicht einstellen mag. Aber Gedanken, die standhalten, kann man immer brauchen, eigene und fremde.

Monika Helfer: Corona 8

Abstand

„Der kommt mir gerade recht, der Abstand“, sagte ein Mann, den ich vom Sehen kenne. Er begegnete mir auf meinem Spaziergang, und ich wich ihm aus, stand am Rand der Kehre und nickte nur, als er an mir vorüber ging. Da sagte er diesen Satz, und ich wunderte mich, warum er nicht einfach nur weiterging, das mit dem Abstandhalten ist doch nicht neu. Er drehte sich sogar um. „Das finden Sie doch auch“, redete er weiter, im Befehlstone. Meint er das jetzt ironisch, dachte ich mir, weil ich es ja war, die den Abstand vorgegeben hatte und nicht er. „Man könnte sich ja anstecken, und nicht nur am Corona“, sagte er noch. Also ironisch. Und doch vorwurfsvoll.

Ich sagte nichts.

Er weiter: „Sie halten doch auch nichts vom Umarmen und Abküssen?“

Ich schaute ihn nur an. Dann setzte ich meinen Weg fort.

Alles Mögliche ging mir durch den Kopf. Wie führt man ein Gespräch auf Abstand? Antworten sollte man immer, auch wenn man den Menschen nicht kennt, das erfordert die Höflichkeit. Ich war also unhöflich.

Das Leben nimmt seinen normalen Gang, die Geschäfte öffnen, endlich können wieder lebensunnötige Dinge gekauft werden, Haare können wieder ordentlich geschnitten werden. Bei mir ändert sich wenig. Nach wie vor sitze ich am Computer und versuche, an meinem neuen Roman zu schreiben. Muss mir einen guten Titel einfallen lassen. Die Katze miaut zu meinen Füßen, ich weiß nicht, warum sie heute so unzufrieden ist, sie hat schon gefressen. Jetzt reißt sie am Vorhang, sie weiß, dass ich das nicht mag. Sie kann mich vorwurfsvoll anschauen, und ich habe ein schlechtes Gewissen. Ich nehme sie auf den Schoß und streichle ihr über das weiche Fell, das aber gefällt ihr auch nicht. Sie ist launisch wie ich. Oder bin ich launisch wie sie? Es regnet. Lange haben wir auf den Regen gewartet. Die Risse im Boden müssen aufgefüllt werden. Es wird auch morgen regnen. Mein Mann kocht das Mittagessen. Ich weiß nicht, was er kochen wird, aber ich freue mich darauf. Ich werde die Kinder anrufen, die Söhne, die Tochter. Sie könnten uns besuchen, jetzt, da es wieder erlaubt ist. Wir könnten uns gemeinsam um den Tisch versammeln, jeder könnte von sich erzählen, wie es vorangeht mit der Malerei, mit den Statistiken, mit der Wochenplanung.

Die Katze würde sich an die Kinder heranschmeicheln.

Wir könnten Karten spielen, sagt mein Mann, habt ihr Lust? Wir sind im Kartenspielen keine Profis, uns macht es nichts aus zu verlieren. Wir spielen nicht um Geld. Sollen wir überhaupt spielen? Macht doch Musik, sage ich, holt die Gitarren, spielt Lieder, zu denen wir singen können. Musik tröstet. Endlich wieder Schönheit!

Lisz Hirn

Quarantänetag 43: Montag, 27.04.20

Anruf. Endlich das ersehnte Gespräch mit dem Kindergarten. Das Kind darf/soll wieder kommen. Wir sprechen über die Essensbestellung für die kommenden zwei Wochen. Das Wort „Corona“ fällt kein einziges Mal. Ein Geruch von Zukunft liegt in der Luft.

Q44: Dienstag, 28.04.20

Konferenz. Mehr als 80 Bilder füllen meinen Bildschirm. 80 stumm geschaltete, schlecht beleuchtete Gesichter. Eine stimmlose Schar von Monaten sitzt mir gegenüber. Ob sich Diktatoren ähnlich beschissen fühlen müssen?

Q45: Mittwoch, 29.04.20

Physik. Übermorgen enden die Ausgangsbeschränkungen. Die schlimmstmögliche Wendung tritt nach Dürrenmatt durch Zufall ein? Die physikalischen Bedingungen des Dramas lassen keine Alternative zum Pessimismus zu.

Q46: Donnerstag, 30.04.20

Papstwarte. Über die morschen Stämme klettern die Betonstufen zu den dunkelgrünen Wipfeln hinauf. Die Weite bin ich nicht mehr gewöhnt, ebenso wenig die Höhe, fast habe ich das Gefühl, meine Augen wollen sich am Horizont festsaugen.

Q40: Freitag, 01.05.20

Feiertag. Suspekt war mir der „Tag der Arbeit“ immer schon. Was wird da eigentlich gefeiert? Das Recht auf Arbeit? Zynisch. Die Arbeit selbst? Absurd. Die, die unliebsame Arbeit verrichten? Aber geh, die wurden doch eh schon beklatscht.

Q41: Samstag, 02.05.20

Erinnerung. Meine Großmutter kann es nicht lassen. Diesmal ist die Nachkriegszeit dran. Wie sie zusammen mit ihrem Opa die Uhren vor den Russen im Hühnerstall verstecken wollte. Sie aufgehalten, aber nicht überführt wurden. Die Kriegszeit, Krieg und das Virus haben nichts miteinander zu tun. Dennoch helfe ihr die einstige Katastrophe, die jetzige besser einzuordnen. Ich hingegen scheine seit zwei Monaten im Dunklen zu tappen.

Q42: Sonntag, 03.05.20

Aus. Ich packe alles wieder in die Kartons, mit denen ich hergekommen bin. Wie kann ich mein Exil verlassen, wenn ich weder in mein altes Leben zurückkehren noch ein neues beginnen kann? Was heißt es für den Schrecken, wenn es kein eindeutiges Ende gibt?

Lucia Leidenfrost: Corona Tagebuch (Teil 8)

27.04.2020

Es ist heiß und stickig unter der Maske, das Atmen fällt nicht so leicht. Und es ist noch nicht Sommer, sage ich mir. Meinen Kopf muss ich mehr nach unten beugen, um in mein Geldtascherl schauen zu können und ich muss ständig alles noch einmal sagen, weil mich die VerkäuferInnen, die Apothekerin scheinbar unter der Maske nicht verstehen können. Draußen auf der Straße dann fühle ich mich eigentlich ganz ok mit Maske. So ist das jetzt also, denke ich.

28.04.2020

Aus allen möglichen Ländern gibt es Corona-Reportagen: Im Iran gibt es in Corona-Zeiten nicht nur keine Sittenwächter, sondern viele Frauen tragen jetzt auf den iranischen Straßen nur mehr Mundschutz. Sie verschleiern sich nicht. Gefangene werden in den „Corona-Urlaub“ geschickt.

29.04.2020

Der österreichische Kanzler überwindet die Meldung, er habe in einer internen Besprechung davon gesprochen, dass man der Bevölkerung Angst machen sollte, indem er die Ausgangsbeschränkungen kurzerhand aufhebt.

30.04.2020

Die Kontaktsperre in Deutschland wird sicher noch bis zehnten Mai gehen, sagt die deutsche Regierung.

Von Oberösterreich fährt meine Mutter am Wochenende zu meiner Oma nach Niederösterreich, das erste Mal seit 7 Wochen. Vor der Pandemie ist sie jede

Woche dort gewesen, hat bei ihrer Mutter übernachtet. Ich schicke meiner Oma Grüße und bin erleichtert darüber, dass sie bei ihr ankommen.

01.05.2020

Wir fahren mit dem Fahrrad. Es regnet. Wir flüchten uns bei jedem Schauer unter Häuservorsprünge, Bögen, unter Dächer. Dann sehen wir eine geöffnete Bäckerei, bekommen Hunger und bemerken, dass wir unsere Masken vergessen haben. Wir improvisieren den Mundschutz mit Schals. Vor uns steht ein Mann mit einem Taschentuch vor dem Mund, andere ziehen sich die Jackenkragen über die Nasen.

02.05.2020

Ich bin verschwitzt, jogge an einem kleinen Trampelpfad in der hohen Wiese vorbei. Moment, denke ich, was war das? Da ist sonst kein Weg. Ich drehe um, finde eine Figur aus Plastilin und Papier hinter einer kleinen Glaskuppel. Es ist ein Drache oder ein anderes Fantasiewesen, grün und schwarz mit einer roten Zunge und einer Brille. Es ist auf einem Stempeln, der in die Wiese gerammt wurde. Zuhause suche ich nach dem Instagram-Hashtag, der dabeistand, ich finde viele Bilder, über die ich sehr schmunzeln muss. Ich erfreue mich am Ausbruch von Kreativität in der Pandemie.

03.05.2020

Nichts. Diesen Tagebucheintrag lese ich in einer Zeitschrift. Ja, denke ich, das kann ich heute unterschreiben.

Christian Mähr: Coronatagebuch 8

30.4.2020

Dieter Nuhr im TV. Große Verwunderung bei mir. Macht sich über Merkel lustig – „erst hat sie gesagt, bei zehn Tagen Verdopplungszeit hätte man das Schlimmste überwunden, dann wurden daraus vierzehn – und jetzt steht man bei siebzig Tagen!“ (sinngemäß zitiert, nicht wörtlich). Nuhr kommt sich verarscht vor. Ich staune: Kann es sein, dass einem der bekanntesten Kabarettisten Deutschlands das Wesen des exponentiellen Wachstums nicht klar ist? Siebzig

Tage Verdopplungszeit hieße, man hätte in zehn Wochen doppelt so viele Erkrankte wie heute. In zwanzig Wochen viermal so viele, in dreißig Wochen achtmal so viele – und Mitte Februar 2021 sechzehn Mal so viele. Was ist daran so unbegreiflich? *Besser* – nicht etwa gut, nur besser – wird es erst, wenn die Zahlen nicht zu-, sondern abnehmen. Mir ist sowieso schleierhaft, wie man bei einem Reproduktionsfaktor von eins (ein Infizierter steckt einen weiteren an) von „Aufmachen“ reden konnte. Inzwischen soll er auch in Deutschland unter eins liegen. Vielleicht hilft ja ein Vergleich mit dem Zinseszins: Hier gilt die Faustformel: Man teilt 69 durch die jährlichen Zinsen (in Prozent) und erhält die Zeit, bis das Kapital sich verdoppelt hat. Bei Zinsen von 1% dauert das also 69 Jahre. Beim Virus ist es genauso, wir rechnen aber nicht in Jahren, sondern in viel kürzeren Perioden, z. B. in Tagen. Ein Prozent Wachstum *pro Tag* ergäbe dann eben nur etwa 70 Tage bis zur Verdopplung. Bei 0,1% 700 Tage und so weiter. Und bei 0.0%, wenn gar nichts mehr wächst? Dann teilen wir 69 durch Null, das ist eine unerlaubte Operation, anders ausgedrückt: Die Verdopplungszeit ist *unendlich*. Weil die Zahl konstant bleibt. Wie das Kapital unter der Matratze. Wenn umgekehrt die Zahl nicht wächst, sondern abnimmt, kann man dieselbe Faustformel verwenden (69 durch die Prozent), nur kommt dieses Mal die *Halbierungszeit* heraus. Die Zeit, bis die Gesamtzahl sich halbiert hat.

Ich leide unter Fremdschämen, ich kann es schlecht ertragen, wenn sich andere Leute in der Öffentlichkeit blamieren. Infolgedessen habe ich auf weitere Äußerungen von Herrn Nuhr verzichtet. Ein Blick ins Hohle. Die anderen Kabarettisten waren auch nicht gut. Liegt vielleicht am fehlenden Publikum, die direkte Reaktion fehlt. Und der Applaus. Den brauchen Leute, die irgendwo auftreten, wie - nein, nicht wie den berühmten „Bissen Brot“, sondern wie die nächste Dosis. Sie sind süchtig. Jedenfalls benehmen sie sich so, wenn der Applaus fehlt: Unfreiwilliger *Entzug*. Das wird wahrscheinlich noch eine Zeit so weitergehen.

1.5.20: Thomas Stangl erwähnt in einem letzten Coronatagebuch die englische Schweißkrankheit, die im 16. Jahrhundert zu riesigen Opferzahlen geführt hat. Betrifft mich unmittelbar, denn ich habe die „englische Schweiß“ vor ein paar

Jahren in einem Roman verarbeitet. Er heißt „Knochen Kochen“, spielt in der Gegenwart und ist im Deuticke Verlag erschienen. Darin kehrt die Schweißkrankheit zurück, weil man jemanden exhumiert, der daran gestorben ist ... geht das denn? höre ich rufen. Ja, in meinem Plot schon, weil man über die Schweißkrankheit schreiben kann, was man will. Wieso? Weil über ihre eigentliche Natur nicht das Geringste bekannt ist. Es gibt nur ein paar halbgeare Theorien, der Plotfinder ist frei! Wieso weiß man nichts darüber? Weil die Seuche ausgestorben ist. Ja, richtig gelesen. *Ausgestorben*. Oder sollte man nicht etwas vorsichtiger sein und sagen: *verschwunden*. (Bis verrückte Wissenschaftler Knochen der Opfer ausgraben ...) „Knochen Kochen“ ist kein Horrormoman, das kann ich einfach nicht. Die Seuche ist mutiert (oder der moderne Mensch ist mutiert) und längst nicht mehr so gefährlich wie vor fünfhundert Jahren. Nebeneffekt: Jeder, der sie übersteht, entwickelt eine unüberwindliche Abneigung gegen *Alkohol*, gilt auch für Alkoholiker! Ohne Entzugssymptome ... ich weiß schon, was jetzt manche sagen: ich triebe mit Entsetzen Scherz. Stimmt. Könnte mir dann jemand sagen, was man damit sonst treiben soll? Gegen die echte Schweißkrankheit ist Corona ein „Lercherlschaf“, bitte nachlesen im Stangl-Eintrag. Lese Frucht für das Heute: Seuchen können auch aussterben, oder, na gut, verschwinden.

Den Deuticke-Verlag gibt es nicht mehr, er wurde letztes Jahr entsorgt vom besitzenden Hanser-Verlag, gegen dessen Führungsspitze nun ich eine unüberwindliche Abneigung entwickelt habe. Aus mehreren Gründen.

So kommt man assoziativ vom einen zum anderen. Genug für dieses Mal. *Salvete!*

Robert Pfaller

Mittwoch, 29. 4. 2020

Guter Satz von Richard David Precht: „*Wenn man in der Krise sagt, „es geht jetzt nicht um das Danach“, dann ist es für das Danach schon zu spät.*“

(<https://www.fr.de/kultur/gesellschaft/corona-richard-david-precht-philosoph-autor-wer-bin-ich-wenn-ja-wie-viele-13683961.html>)

Ich beginne zu träumen. Und zwar von einer Reihe öffentlicher Debatten für das Danach.

Man wird ja noch träumen dürfen, die Erste: eine Diskussion über die Legitimität und Form von Zensur in Phasen von Notmaßnahmen und Ausnahmezuständen

Gegen kompetente kritische Stimmen wie jene von Dr. Wolfgang Wodarg und Dr. Sucharit Bhakdi wurde offenbar Zensur ausgeübt – zum Beispiel durch Abschaltung ihrer Homepages. Über diese heimlich und ohne ersichtliche Akteure ausgeübten Maßnahmen sollte anscheinend nicht berichtet werden. Es verhält sich dabei offenbar ähnlich wie Slavoj Žižek einmal über die ehemalige Sowjetunion bemerkt: Nicht nur durfte man bestimmte Dinge nicht sagen, sondern vor allem durfte man auch nicht sagen, dass es so war.

Sollte es wirklich notwendig sein, dass demokratische Gesellschaften in Not-situationen vom Mittel der Zensur Gebrauch machen? Damit nicht irgendwelche naiven Leute, vom Widerstreit der Meinungen verwirrt, aufhören, den Anweisungen der Behörden zu folgen?

Ich bezweifle das. Könnte eine Demokratie nicht mindestens ebensogut wie Friedrich der Große (von Kant dafür gelobt) sagen: „Räsonniert, soviel ihr wollt, und worüber ihr wollt; aber gehorcht?“

Eine zweite Frage dieser Debatte lautet klarerweise auch: wer darf, zum Beispiel in Deutschland, Zensur ausüben? Ist es zulässig, wenn das Firmen wie facebook oder Jimdo tun? Verhält es sich tatsächlich so: Firmen, die in Deutschland Gewinne machen, aber dort kaum Steuern zahlen, hindern deutsche Bundesbürger an der Ausübung ihrer Meinungsfreiheit und schränken die Freiheit deutscher Wissenschaftler ein? Träume ich schon wieder?

Donnerstag, 30. 4.

KLEINIGKEIT UND RECHT UND FREIHEIT

Benjamin Quaderer

Dienstag, 28.04

Kein Wort hört sich so wenig nach dem an, was es bezeichnet, wie Hygiene.

Hygiene ist ein

maximal unhygienisches Wort.

Mittwoch, 29.04

Auf dem Tempelhofer Damm liegen Scherben. Feine, weiße Glassplitter, wie im Mörser zerstoßen. Ich denke an die Fahrt im Nachtbus von Cartagena nach Medellín – es fühlt sich nicht an, als wäre das erst zweieinhalb Monate her. Nach keinen zwei Stunden unterwegs bleibt der Bus in der Dunkelheit stehen. Vor uns leuchten die Bremslichter der in einer Kolonne stehenden Autos. Dann ist da auf einmal ein Schlag. Als ich mich umdrehe, sehe ich die meisten der Passagiere mit den Köpfen nach unten, die Arme darüber verschränkt, noch ein Schlag, ich sehe zum Fenster und erkenne zersplittertes Glas. Wo kommen die gepanzerten Polizisten plötzlich her? Als sich der Bus wieder in Bewegung setzt, ruckartig, dann beschleunigt, ist da das Geräusch wie von rieselndem Sand. Von den beiden Einschlaglöchern aus ziehen sich Risse, Verästelungen, riesige Spinnweben über die ganze Fensterfront. Der Bus rast und es rieselt, eine Sanduhr, denke ich, es rieselt ganz leise, als könnten die Fensterscheiben jede Sekunde zerbersten.

Donnerstag, 30.04

Ich trage zum ersten Mal Mundschutz. Es ist ein dunkelblaues Stück Stoff mit Gummizug an den Seiten und einem Stück Draht, der die obere Kante stabilisiert. An der Innenseite ist eine Art Täschchen eingenäht, in das, wie mir die Schneiderin erklärt, ein Taschentuch oder, was noch besser sei, ein Teefilter eingelegt werden soll. Die Maske sitzt insgesamt gut, das Problem ist die Brille, die bei jedem Atemzug, den ich tue, beschlägt, dann kurz aufklart, ehe es wieder von vorne losgeht. Nehme ich die Brille ab, ist alles verschwommen. Lasse ich sie auf, sind da pulsierende Flecken. Hoffentlich wird sich mein Verhältnis zur Außenwelt nicht zu sehr verändern.

Freitag, 01.05

Im Laufe des letzten Jahres bin ich auf zwei YouTuber gestoßen, die ich seitdem so ein bisschen verfolge. Aus ihren Videos weiß ich, dass sie ihre Accounts seit ungefähr 15 Jahren betreiben, dass sie sich vegan ernähren, dass sie verheiratet sind und sich auf, ja genau: YouTube kennengelernt haben. Ich weiß, dass die beiden zusammen einen Song aufgenommen haben, „and if we die / we live in this song“, heißt es im Refrain, und an anderer Stelle: „infinite convergence means we're one in different persons“. Das zugehörige Musikvideo zeigt das Paar in Tokyo, wo sie im April 2019 mit ihrem besten Freund, mit dem sie einmal auf einer Berghütte in den Schweizer Alpen LSD konsumiert haben, im Urlaub gewesen sind. Als Millennials, wie auch ich eines bin, sind sie mit Internet und Animes aufgewachsen, und Japan scheint die Verkörperung dessen, der Ort allen

Begehrens zu sein. Sie gehen, meist nachts, durch die Stadt, die Leuchtreklamen! die Hochhäuser! die Zeichen!, dabei tragen sie aus popkulturellen Gründen Mundschutz. Jetzt, in der Pandemie, scheint sich ihr Verhältnis zum Mundschutz verändert zu haben. Sie hofften, höre ich das Paar in ihrem aktuellen Video sagen, dass diese Zeiten nicht dazu benutzt würden, um Menschen „in so Sachen reinzulocken. Nach dem Motto, ja gut, wenn ihr euch diesen Chip hier einpflanzen lasst, dann können wir das lockern für euch, oder wenn ihr nachweisen könnt, dass ihr euch geimpft habt. Das wär schon bisschen mystisch.“ Mystisch. Das trifft es ganz gut. Unter der Popkultur liegt ein Strand aus Paranoia.

Samstag, 02.05

Heute ist nichts passiert.

Sonntag, 03.05

Marco Büchel, Liechtensteiner Skilegende, der mir als Kind bei einem Rennen meinen Skihelm signiert hat, schreibt mir auf Instagram, dass ihm *Für immer die Alpen* gefallen hat. Ich weine für immer.

Montag, 04.05

Heute ist nichts passiert.

Julya Rabinowich: Echokammer 8

Mein Hund ist eine medizinische Sphinx, an der gerade insgesamt 14 Ärzte werken, ohne auf einen gemeinsamen Nenner zu kommen. Warum sollte ich eigentlich annehmen, mein Hund wäre anders als ich selbst? Also.

Der Gedanke an den Tod verfolgt mich jeden Abend ins Schlafzimmer, kuschelt sich an mich, wenn ich die Augen schließe, wärmt seine kalten Füße an meinem Bauch, bis ich schreien könnte, ins Dunkel hinaus. Ich schreie aber nicht, weil ich weder Kind noch Hund aus dem ruhigeren Schlaf reißen will, ich atme und versuche, das okay zu finden, diese Tatsache, dass eines Tages weder ich da bin, die vor Angst schreien könnte, noch alle anderen, die hier mit mir den Raum teilen. Der Mensch ist eine lächerlich unstete Konstruktion aus Fleisch und absurden Gedanken. Und gleichzeitig eine Wunderwelt voller Labyrinth und Zuneigung. Ich will, dass wir unendlich sind, für immer vereint, unerschütterlich und geborgen.

Der Lockdown ist zu Ende, der Babyelefant nur noch in der neuen Gewichtsklasse der Eingeschlossenen zu finden, die Masken hängen lasziv auf Halbmast in einem provokanten Striptease. Ich beschließe, mich an dem Wiederaufbau vorläufig nicht zu beteiligen. Vor einiger Zeit haben sie das noch die Wiederauferstehung genannt, nun ist es schon der Aufbau statt der Erstehung. Konsum schlägt das Göttliche und die Wirtschaft alle Sicherheitsbedenken.

Wir sind ein großes Experiment. Das erinnert mich an den Witz, ob Marx und Engels denn Wissenschaftler oder Philosophen gewesen seien. Natürlich Philosophen, besteht der gefragte Sowjetbürger. Wie sind Sie sich da so sicher? fragt der andere. Wissenschaftler hätten es doch zuerst an Karnickeln ausprobiert! lautet die Antwort, wie aus der Pistole geschossen. Wir sind Karnickel und die Wissenschaftler noch immer ratlos. Das Tierhafte regiert: erst die Hamster, dann die Babyelefanten, nun Karnickel.

An diversen Orten demonstrierten Menschen gegen die Maßnahmen, sie wollen sich endlich aneinander reiben, sich den Rotz und die Kruste aus diversen Körperöffnungen lecken, sich nach Herzenslust anhusten, um ihre Freiheit zu feiern. Bei der ersten Demo dieser Art stand eine Frau auf Hrdlickas straßen-

waschendem Juden, die Sprechchöre „Wir sind die Juden!“ rundeten die Situation ab, und dass zumindest eine Person vor Ort tatsächlich Aluhut trug, beruhigt auch nicht wirklich.

An anderen Orten demonstrierten Kunstschaaffende mit je zwei Meter Abstand, um auf ihre prekäre Lage hinzuweisen. Ich sehe das mit gemischten Gefühlen, es ist notwendig, die Sicherheitsmaßnahmen weiterhin zu ernst zu nehmen, aber auch das Recht auf Demonstration zu wahren, das bringt mich in einen Konflikt mit meinen eigenen Ansprüchen. Ich spreche eine kurze Botschaft ein, die Lage ist tatsächlich prekär, und die Kulturnation Österreich pfeift auf ihre Kultur und ist nur noch Nation.

Ich korrigiere meine Einschätzung mit diversen Tieren wieder: Wir sind weder Babyelefanten noch Hamster noch Karnickel. Der Mensch ist dem Menschen weiterhin Wolf.

Angelika Reitzer

(30.4.)

Der Monat April geht zu Ende und mit ihm die Ausgangsbeschränkungen. Oder kommt nur mir das so vor? Was das sogenannte öffentliche Leben angeht, finde ich es nicht so bereichernd, dass sich das immer nur aufs Einkaufen beschränkt, jetzt auch in größeren Geschäften.

Schon am Abend, bevor es offiziell erlaubt ist (was wiederum auch nie wirklich verboten war), fahren wir durch die halbe Stadt zu Freunden auf die Terrasse. Wir sitzen im Bus, Einwegmasken im Gesicht und warten auf die Abfahrt. „I am from Austria“, scheppert es da aus einem vorbeifahrenden Polizeiauto, der junge Polizist am Beifahrersitz winkt lässig aus dem Fenster, erstaunliche Selbstzufriedenheit im eigentlich fischen Gesicht. (Später wird mir erklärt, dass er und der Busfahrer – zwei Helden im Dienst – einander begrüßt haben, mehr nicht.) Haben wir das also auch einmal erlebt, obwohl es

schon vor Wochen hieß, man sei nach anfänglichen Protesten wieder davon abgekommen. Deplatziert und auch ein bisschen spooky, es ist mir peinlich. Die Träume werden wieder alltagsbezogener. So bespreche ich mit Oswald Wiener die Schullaufbahn meines Sohnes. Er sagt, er wäre auch gerne in diese Schule gegangen und ist gekränkt oder beleidigt, dass ich ihn für *so alt* halte, als ich gestehe nicht gewusst zu haben, dass es diesen Zweig schon vor dreißig Jahren gegeben hat; dabei will ich freundlich sein, ich selber habe damals maturiert. Wiener winkt ein bisschen traurig ab: „Wahrscheinlich wäre es eh nicht gegangen, ich bin in der Sechsten sitzengeblieben.“ Erst nach dem Aufwachen denke ich an den schicken Anzug, den er in der letzten Lesung getragen hat.

(2.5.)

Der erste Besuch in der Wohnung ist ein Freund des Sohnes, nach zwei Stunden steht er plötzlich im Vorzimmer, der oberste Teil des linken Ringfingers steht arg weg, wahrscheinlich gebrochen. Am nächsten Tag zeigt er den frischen Gips und wird berichten, dass er im ganzen großen Krankenhaus der einzige Patient war, erstaunlich. Er behält die Nerven und hofft auf die Wiederaufnahme des Tennistrainings Ende Mai.

(3.5)

Zwei Räume der Wohnung ausgemalt, das dauert mit den ganzen Vorarbeiten und Aufräumen tatsächlich zwei Tage und ich habe das Gefühl, wie immer alles im letzten Augenblick zu machen, in dem Fall: Bevor man wieder raus darf, was ja irgendwie auch heißt, bevor alles wieder losgeht. Was geht denn los, was ist denn draußen? Aber ich glaube nicht an eine neue Normalität. Ich will weder, dass die Normalität von vorher wiederhergestellt wird, noch kommt mir irgendwas *normal* vor. Auch wollte ich kein Projekt, nur weil jetzt so viel mehr Zeit zur Verfügung steht. Tut oder tat es doch auch nicht. (Das trifft nur auf so viel beschäftigte Menschen zu, die jetzt Kunst machen können statt Termine und Administration, und die glücklich sind, dass die Zoom-Besprechungen zwar anstrengend sind, aber nicht so lange dauern.) Geradezu erleichtert lese ich auf *Zeit Online* in einer Künstler_innen-Umfrage Jelineks Antwort, dass sie *gerade an überhaupt nichts arbeite* (was wahrscheinlich

nicht stimmt, weil sie doch die Autorin ist, die immerzu schreibt, die aktuellste und zeitloseste Literatur zugleich, aber die Überheblichkeit so vieler Leute, was jetzt alles zu schaffen sei, geht mir sehr auf die Nerven, ich weiß eh: *Die anderen* werden schließlich wieder Großes und Umfängliches geschaffen und im Tagebuch nur Nebenerwerb simuliert haben).

(4.5.)

Auf einmal stehen wieder Termine im Kalender. Es sind nur zwei, fühlt sich dennoch unwirklich an. Ich gehe ins Schreibkabinett, am Nachhauseweg fürs Abendessen einkaufen, später werde ich laufen gehen, wirkt doch alles normal. Normal, normal nochmal nur normal.

Die Telefonate mit meiner Mutter werden seltener – weil sie (oder ich) weniger besorgt ist? Andere alte Menschen in der Familie gehen davon aus, auch den Sommer isoliert zu verbringen (ich unterstelle ihnen, dass es ihnen so recht ist). Und eine alte Freundin will sich lieber gefährden, als Familie und Freunde noch länger nicht zu sehen. Was davon ist nochmal normal und welche Studie soll jetzt genau auf welchen Fall angewandt werden? Ich weiß auch hier immer noch weniger.

Kathrin Röggl

3.5.2020

Wir gehen in die Verlängerung.

Das Wort der Woche: Fake law. Die „Presse“ schenkt es mir, in einem Artikel über die Aussagen von Kanzler Kurz zu Bestimmungen und Gesetzen, die es nicht gibt. Teil der Einschüchterungskampagne, also die Leute einzuschüchtern, auf die in Österreich gesetzt werde. Wer erzählte mir das wieder? Die Architektin Gabu Heindl während der Politik&Gefühl-Konferenz? Oder war es eine Freundin? In Deutschland hingegen gibt es Klagewellen, Eilanträge gegen Coronabestimmungen nennt sich das. Alle Welt klagt jetzt hier auf Gleichbehandlung. Sie bekommen zu 10% Recht, aber was heißt das?

Wir gehen in die Verlängerung... im perfekten Sturm. So heißt es doch. Wir gehen in die Verlängerung.

Die Woche beginnt... beginnt nicht mehr. Nein, die Woche beginnt mit der klaren Aussage von meinem Verlag. „Kathrin, in einem Jahr will das niemand mehr lesen.“ Alles, was ich jetzt schreiben würde, schreibe ich alleine für den Augenblick. Aber, ich weiß, in einem Jahr sieht auch meine „Vor-Corona-Fiktion“ gestrig aus. „Bücher sind da das falsche Medium.“, höre ich derweil weiter, die Aktualität lasse sich mit Büchern nicht einholen. Aber welches Medium wäre richtig? Das Theater existiert ja derzeit nicht (mein letztes Stück liegt auf Halde), online versendet sich – Radio? Radio! Der Verlag spricht aber schon weiter: „Alle sitzen jetzt da und schreiben an ihren Corona-Büchern. Wir werden dann im nächsten Jahr aus den vielen Projekten vielleicht einige auswählen, die zur Veröffentlichung taugen könnten.“ Es wird so formuliert, als wäre das Genre der Corona-Fiktion ein so festes, fixiertes, als gebe es keine ästhetischen Fragen mehr, als wäre es eine beliebige Wahl, in der nur entscheidet, wer ohnehin einen Bekanntheitsgrad hat, die Literatur selbst - wurscht. Und wie geht’s Euch jetzt?, unterbreche ich diese Vorstellung. Jetzt würden überhaupt nur vier Bücher aus dem Verlagsprogramm verkauft aus der ganzen Gegenwartsliteratur, die anderen eher so null. Alles werde verschoben, und erst mit dem nächsten Frühjahrsprogramm würden alle wieder rauskommen wollen, was ein wahnsinniges Gedrängel geben werde. Nach dem Gespräch kehre ich zurück zu meinem gestrig aussehenden Schreibtisch, alles an mir sieht jetzt gestrig aus. Das gegenwärtige Schreiben, das Februar- und noch Märzgeschriebene. Ich werde plötzlich von allen Seiten her gestrig, ein Mantel an Gestrigkeit umgibt mich, schließt mich ein, bis ich weg bin. Die narzisstische Kränkung wirkt. Aber, selbst schuld: Ich habe das Gespräch gesucht, ich habe es bekommen, mir wurde nur ehrlich geantwortet. Dann muss ich mich eben mit meiner Gestrigkeit herumschlagen, haben ja schon andere gemacht, ist ja auch nichts Neues in der Geschichte der Literatur.

Und sonst? Und sonst erfinden wir das Fernsehen neu in unseren Wohnzimmern, wie es Monika Rinck formuliert hat. Es wird improvisiert, entwickelt, alles mit einfachsten Mitteln. Die Kunst kommt in den TikTok-Modus. „Ich

mach mich doch nicht zum Horst“, fügte Monika Rinck hinzu, und ich habe es wohl schon getan. Aber ich bin ja auch so eine, die sich über ein Interview mit Frank Castorf im Spiegel ärgern kann. Selbst schuld.

Derweil ist der Ölpreis ins Minus gefallen. Man muss also zahlen, wenn man Öl loswerden will. Minus 40 Euro das Barrell. „Schade, dass ich kein Öl kaufen kann, das wäre ja eine neue Einnahmequelle!“ – „Das habe ich jetzt nicht gesagt! Das habe ich jetzt wirklich nicht gesagt!“, schimpfe ich mit mir, was jetzt eine Wohltat ist, und prompt folgt die Stille.

Wir gehen in die Verlängerung. Aber woran wollen wir eigentlich anschließen? Ans Geldhaben? Ans Arbeit haben? Ans Kaufenkönnen? Ans Raum haben? Ans Rausgehen? An Freiheitsrechte, wie es immer gleich so groß heißt? Kann man das überhaupt? Im Hintergrund höre ich Menschen über die Systemrelevanz von Kunst sprechen, „Kunst als Maßstab für Demokratiebewusstsein“, so zitiert gerade Gerhart Baum Helmut Lachenmann in der Zeit. Wie die jetzt retten? Im Hintergrund höre ich andere über Klimarelevanz sprechen, über die Chance, jetzt etwas endlich zu ändern, die Lektion gelernt zu haben. Ich komme in diesen Hintergrund heute nicht rein, hänge im Vordergrund fest, in dem sich für mich zum ersten Mal seit Jahren wieder Fernsehen abspielt, als bräuchte ich plötzlich Bilder aus der Welt. Ich beobachte, Tagesschau. Aber nur sehr kurz.

Ich erfahre, sie haben Berlin in die Verlängerung geschickt, Hannover verlängert, sie haben das Ruhrgebiet verlängert, sie haben das Sieger Land verlängert, sie haben die Rhön verlängert, sie haben vermutlich den Flachgau verlängert, die Alpennordkette sowieso, sie haben Timelkam verlängert, sie haben schätzmäßig auch Graz verlängert und uns auch.

Thomas Stangl

26.4. Fortführung eines Metatagebuches.

Was würde ich anders in ein privates Tagebuch schreiben: Schau ich ins Notizbuch, das ich für mich führe, so stehen dort großteils völlig andere Einträge, die aber um nichts privater sind, eher im Gegenteil (Lektüreexzerpte etc.). Ist das öffentliche Tagebuch also so etwas wie eine Vortäuschung? Eine Simulation von Echtheit, Authentizität? Das ist in Wahrheit ganz egal; das Echte, um das es geht, betrifft überhaupt nicht das Ich des Schreiberchens und das bisschen Leben, das er führt, sondern das zufällig und vielleicht nur versehentlich von ihm aufgeschnappte Stück Gegenwart. Das irgendwann, von anderswoher, vielleicht sichtbar wird in seiner besonderen Signifikanz.

Es geht nicht darum, irgendetwas Originelles zu denken (darum bemühen sich Legionen von Leuten in allen Medien), sondern darum, Symptom zu werden, Symptom dieser Zeit (vertrauen wir uns also dieser Zeit an, es bleibt uns sowieso nichts anderes übrig. Lassen wir uns auffressen, nicht gierig, sondern langsam, fast beiläufig. Aber systematisch.)

29.4. Das Abenteuer, nichts zu erleben. Die Chance auf befremdliche Grenzverschiebungen und Perspektivwechsel: ein Vordringen in neue Territorien, die sich in der Bewegungslosigkeit erschließen. Lernen und verstehen, dass die eigentlichen Schrecken sich im Innern des eigenen Körpers abspielen. Es gäbe eine medizinische Beschreibung, die bei aller Trockenheit grausig genug zu lesen ist; noch grausiger aber wäre die emphatische, empathische identifikatorische Erzählung, in der die Mikroorganismen, Abwehrzellen, Nervenzellen, jeder einzelne Hustenreiz und Husten, jeder Fieberschub usw. ihren Charakter andeuten, ihre Persönlichkeit oder die Vielzahl ihrer Persönlichkeiten in den Intrigen und Kämpfen, in die sie verwickelt sind, deutlich werden. Diese Räume im Körperinneren und die Bewegungen jedes Einzelnen... Aber man kann das Buch zuklappen, den Ausschaltknopf finden, alles beiseiteschieben, ins Nicht-Erleben, in die Außenwelt zurückkehren.

Ihr Schriftsteller ohne Familie, nützt die Krise, um wahnsinnig zu werden! Ich kann ja leider nicht.

Falter-Lektüre, altes Mittwochsritual. Die offene Selbstreflexion einer Zeitschrift über ihre Berichterstattung ist etwas so Seltenes wie Sympathisches. Aber ich lese Zeitungen anders als früher. Erwartungsloser? Ungeduldiger und haltloser, weil ich weiß, dass ich hunderttausend andere Zeitungen oder sonstige Informationsquellen zur Verfügung habe; weil ich nicht mehr glaube, dass Wahrheit etwas bewirkt und sich durchsetzt?

Ein paar Stunden danach denke ich: Dass die politischen Gut-Böse-Reflexe in Österreich in einigen Bereichen nicht mehr so recht funktionieren (eigentlich schon seit Antritt der türkis-grünen, also aus *unserer* Sicht sozusagen böse-guten Regierung), könnte im Prinzip positiv sein. Differenzierungsvermögen! Aber nichts deutet darauf hin, dass es auch positiv sein wird, alle Reflexe und kalkulierten Redeweisen sind eingeübt, man kann gar nicht mehr herausfinden, die Reflexe und Redeweisen sind stärker als alle Inhalte, sie zermahlen die Inhalte.

2.5. „In jedem Individuum herrscht oder jammert eine absolute Null, die alles auf sich selbst zurückführt und allem, was im Begriff war, einzudösen und sich mit irgendeiner Lösung zufriedenzugeben, den ewigen Krieg erklärt. Es gibt keine Lösung. [...] Wir leben, der Mensch lebt noch, weil es keine Lösung gibt. Das ist klar, aber schwer zu vermitteln. Zu leben.“ (Georges Perros)

3.5. Immer mehr Zeitung lesen, obwohl einem das Zeitunglesen immer mehr auf die Nerven geht. Interessanter als Zeitungen von heute sind sowieso die Zeitungen von vor ein paar Jahren (und die schwer zugänglichen Zeitungen aus der Zukunft). Zeitungen mit veränderten oder aufgelösten Bedeutungen, voller zunichtegemachter Prognosen und Sicherheiten, zutagegekommener Enttäuschungen, echter, im Nichts stehender, unverständlicher Sensationen und Katastrophen. Gegenwart entsteht erst durch die fremde Perspektive; wenn jeder *Ich, Ich, Ich* und *meine Meinung, meine Meinung* schreit, verwischt sie sich und zerfällt.

Michael Stavarič: Corona-Tagebuch Teil 8

2. Mai

In der wohl erfolgreichsten Zombie-Fernsehreihe aller Zeiten, „The Walking Dead“, eine Art Dallas und/oder Denver-Clan-Serie mit Untoten, wird erstaunlicherweise das Wort „Zombie“ gemieden, man spricht hier vornehmlich von „Beißern“. Das Wort „Beissa“ gibt es freilich seit Ewigkeiten im Wienerischen, man verweist damit auf einen aggressiven, primitiven Menschen und verwendet es in Sätzen wie *Da Pospischil is a Beissa, dea get urndlich los auf de Leit*. Übersetzung? Nein, ich glaube das bekommen selbst deutsche Bundesbürger noch hin.

Sollten sich diese allerdings im *Wighwagl* befinden, vermag ich sie aufzuklären: *Wighwagl* meint eine durchaus bedenkliche „Unsicherheit“ und „Unklarheit“, in einer dystopischen Welt gewiss stets im existentielleren Sinne. Oder auch, *ein Wighwagl auf Dauer, des is a Schas!* Überhaupt, man sollte sich etwa im Endzeitwien nirgendwo *einetheatern* (etwas Falsches einreden bzw. in Verwicktes hineinmanövrieren lassen), ein *Einetheatern* hat auf keinen Fall etwas mit darstellender *Zunft* zu tun.

Sollten einem *Tschinellen* in Aussicht gestellt werden, muss man natürlich auf der Hut sein – es meint wahrlich feste Ohrfeigen. Gilt man hierzulande hingegen als *Pleampel*, ist man nicht unmittelbar in Gefahr, der Wiener bringt damit lediglich zum Ausdruck (nahezu liebevoll), dass man ein ungeschickter kleiner Dummkopf sei, es inkludiert womöglich sogar Beschützerinstinkte. Der Unkundige wird ein solches Wort freilich etwas *dramhapat* aufnehmen, leicht „neben der Spur“ und sich sonst was denken.

Doch nehmen wir mal an, die Zombie-Apokalypse würde längst laufen und man hätte dennoch das Verlangen, Wien einen Besuch abzustatten, wie sollte das vonstattengehen? Ich kann bestätigen, dass in allen Zombiefilmen das gebräuchlichste Fortbewegungsmittel nach wie vor das Auto darstellt. Treibstoff gibt es genug, man muss diesen nur regelmäßig von den abertausenden herumstehenden PKWs absaugen, doch ließe sich hierbei ganz wunderbar die Verwendungsweise des Wortes *dramhapat* demonstrieren: *Beim Wegfoan und*

Benzinzuzln woas so frua, i woas no gonz dramhapat. In dystopischen Welten bricht man freilich immer früh auf, es schläft sich, verständlicherweise, nicht mehr ganz so gut.

Man sollte freilich, wie auch bei altbekannten Reisen, darauf achten, dass es nicht plötzlich einen *Busara* macht, es also nirgendwo einen „Zusammenstoß“ oder „Unfall“ gibt. Einpacken würde ich jedenfalls alles, was auch bei einem Campingausflug Sinn macht, es wird einem gewiss immer gute Dienste leisten. Einen *Zuwezara* etwa (Fernglas), einen *Feidl* (Messer) und ähnliche Utensilien, ein paar *Beischkreißa* (starke Zigaretten), da diese als Geschenk fungieren könnten (in Wien wird nach wie vor viel geraucht), so was eben.

3. Mai

Eines meiner Lieblingsworte im Wienerischen lautet *Fotzhobl - Spü ma de Fotzhobl*, lässt uns Mundharmonika spielen, etwas Beschwingtes am besten und keinesfalls Ennio Morricones „Lied vom Tod“. Es würde einen unzweifelhaft auf trübe Gedanken bringen, als wäre man längst *hinich*, demnach krepirt.

Im Übrigen habe ich ein ausgeprägtes Faible für Listen, insofern müssen hier sofort alle meine Lieblingswörter aus dem Wienerischen vermerkt werden, da kann ich gar nicht anders: Z wie Zniachtl (schwächliche Person), O wie owezahn (faulenzeln), M wie Marie (Geld), B wie Blitzgneisa (Schnelldenker, meist ironisch), I wie Idipfalreida (I-Tüpfchenreiter, Korinthenkacker), E wie Einedrahner (Angeber), A wie aufpudeln (sich ereifern), C wie Chinesenschooda (Reis), D wie damisch (verwirrt), F wie Flitscherln (leichtfertige Mädchen),

G wie Gspusi (Verhältnis), H wie Hascherl (naives Wesen), J wie Jaukerl (Impfung), K wie kepln (nörgeln), L wie launga Lulatsch (übergroßer Kerl), N wie Nockabatzl (dummer Mensch), P wie Pumpara (Poltergeräusch), Q wie Quetschn (Akkordeon), R wie Raunzeri (Gejammer), S wie Schlawiena (durchtriebener Gauner), T wie Teschek (Verlierer), U wie Ungustl (widerwärtiger Mensch), V wie Voikoffa (Vollidiot), W wie Wickl (Streit), X wie Xiberl (unerlaubtes Schriftstück).

4. Mai

Angeblich erschuf Gott ja erst am achten Tag die deutschen Dialekte, was Nachfolgendes zur Folge hatte: (Fast) Alle Grüppchen waren glücklich. Der Berliner sagte: „Icke hab nenn wahnsinns Dialekt, WA?“ Der Hanseate sagte: „Moin Dialekt ist dufte, NE!“ Der Kölner sagte: „Hey, du Jeck, mit Kölsch feiert man Karneval!“ Der Hesse sagte: „Babbel net, di Hessa babbeln des best Hochdeutsch!“ Der Sachse sagte: „Ja nu freilisch is äs Sächsisch klosse!“ Nur für den Wiener war tatsächlich kein Dialekt übriggeblieben. Da wurde dieser sehr traurig, er weinte bitterlich, bis Gott irgendwann zu ihm sprach: „Scheiss di ned au, Oida, dann redst hoid wia I!“

Daniel Wisser: Corona Diaries

04.05.2020

Heute Ausflug mit Maske, Latexhandschuhen, Desinfektionsmittel und Thomas-Bernhard-Abstandsgestock zum Fernhalten der Nächsten, wenn es sein muss mit leichtem Pique-Stoß. Was aber schützt mich vor Arbeitslosigkeit? Ganz einfach: Aufschreiben. Ich schreibe alles auf. Alles. Und ich verkaufe das Aufgeschriebene dann als Video, wo ich es vorlese, um ... sagen wir ... 400 Euro ... o.k.? Bestellungen bitte per Mail oder Twitter-DM.

03.05.2020

Vernobelungstaktik: Um 20:00 Uhr ins Bett gehen.

(“Vernobelungstaktik” - 2 Treffer bei Google)

02.05.2020

Nicht nur der Regierung, auch der Polizei scheint die Lust am Gestaperln nun ordentlich den Verstand geraubt zu haben. Größtenteils hat das nichts mehr mit COVID zu tun. Aber die Feindbilder haben sich nicht verändert; das ist das Tröstliche. Wenn einem Radfahrer die Anfeindung zu viel ist, muss er nur in ein Auto steigen und er wird wieder wie ein normaler Mensch behandelt.

Am Karmelitermarkt sind um 9:00 die Erdbeeren ausverkauft. Die Frau vom Obst-Gemüse-Laden geht zum Spar und kauft zwei Säcke mit Erdbeerentassen. Dann gibt's am Markt für ein paar Minuten wieder Erdbeeren.

01.05.2020

Tag der Arbeit. 27 Polizeiautos, einige Motorräder und ein Hubschrauber (keine berittene Polizei!) ersetzen auf den Wiesen des Praters das Grand-Prix-Feeling. Wenn ich das gewusst hätte, hätte ich mir einige Originalaufnahmen von Heinz Prüller mitgenommen und laut über den Ghetto-Blaster abgespielt.

30.04.2020

Wir müssen die Kurze flach halten.

29.04.2020

Dass Fluglinien und deutschnationale Zeitungen viel viel höhere Subventionen als Schriftstellerinnen und Schriftsteller bekommen, finde ich sehr beruhigend. Vielleicht sollte es ja einmal auch Stipendien geben: *Pilot in Residence* oder *Grazer Stadtstewardess*.

28.04.2020

Vom Lockdown zu Lockerungen: Sie werfen ihren Schatten voraus. Oder ihr Licht. Man kann nun ganz deutlich sagen, was *Kultur* in Österreich bedeutet: Ziemlich nahe bei einander stehend Bier aus Dosen zu trinken.

Biografien

Helena Adler, geboren 1983 in Oberndorf in einem Opel Kadett. Lebt bei Salzburg. Studium der Malerei am Mozarteum sowie Psychologie und Philosophie in Salzburg. Debüt: *Die Infantin trägt den Scheitel links* (Jung & Jung 2020).

Bettina Balàka, geboren 1966 in Salzburg, studierte Englisch und Italienisch und lebt nach mehreren Auslandsaufenthalten (England, USA) als freie Schriftstellerin in Wien. Zuletzt: *Die Tauben von Brünn* (Deuticke 2019).

Birgit Birnbacher, geboren 1985 in Schwarzach im Pongau, studierte Sozialwissenschaften und lebt als Soziologin und Schriftstellerin in Salzburg. Bachmann-Preisträgerin 2019. Zuletzt: *Ich an meiner Seite* (Zsolnay 2020).

Melitta Breznik, geboren 1961 in Kapfenberg, studierte Humanmedizin, spezialisierte sich als Fachärztin in Psychiatrie und Psychotherapie. Sie lebt und arbeitet im Kanton Graubünden. ProLitteris-Preis für Literatur 2020. Zuletzt: *Mutter. Chronik eines Abschieds* (Luchterhand 2020).

Ann Cotten, geboren 1982 in Iowa (USA), kam mit 5 Jahren nach Wien, wo sie Germanistik studierte. Lebt als Schriftstellerin, Übersetzerin und Literaturtheoretikerin in Wien und Berlin. Zuletzt: *Lyophilie* (Suhrkamp 2019).

Nava Ebrahimi, geboren 1978 in Teheran, studierte Journalismus und Volkswirtschaftslehre in Köln, lebt als Schriftstellerin in Graz. Debütpreis des Österreichischen Buchpreises 2017 für den Roman *Sechzehn Wörter* (btb 2017), Morgenstern-Literaturpreis 2019. Zuletzt: *Das Paradies meines Nachbarn* (btb 2020).

Valerie Fritsch, geboren 1989 in Graz. Schriftstellerin, Fotografin, Reisende. Kelag-Preis und Publikumspreis beim Bachmann-Wettbewerb 2015. *Winters Garten* (Suhrkamp 2015) war für den Deutschen Buchpreis 2015 nominiert. Zuletzt: *Herzklappen von Johnson & Johnson* (Suhrkamp 2020).

Monika Helfer, geboren 1947 in Au/Bregenzerwald, lebt in Vorarlberg. Sie hat zahlreiche Romane, Erzählungen und Kinderbücher veröffentlicht. *Schau mich an, wenn ich mit dir rede* (Jung & Jung 2017) war für den Deutschen Buchpreis nominiert. Zuletzt: *Die Bagage* (Hanser 2020).

Lisz Hirn, geboren 1984, studierte Geisteswissenschaften und Gesang. Sie ist als Philosophin, Publizistin und als Dozentin in der Jugend- und Erwachsenenbildung tätig sowie als freiberufliche Künstlerin an internationalen Kunstprojekten und Ausstellungen beteiligt.

Lucia Leidenfrost, geboren 1990 in Frankenmarkt (OÖ), studierte Germanistik, Skandinavistik und Linguistik in Tübingen. Lebt in Mannheim. Debüt: *Wir verlassenen Kinder* (Kremayr & Scheriau 2020).

Christian Mähr, geboren 1952 in Feldkirch, studierte Chemie und war jahrelang als Journalist (ORF, Ö1) tätig. Seit 2010 ist er freier Schriftsteller. Er lebt in Dornbirn. Zuletzt: *Carbon* (Braumüller 2020).

Robert Pfaller, geboren 1962 in Wien, studierte Philosophie, ist nach Gastprofessuren in Chicago, Berlin, Zürich und Straßburg Professor für Philosophie und Kulturwissenschaft an der Kunstuniversität Linz. Zuletzt: *Erwachsenensprache. Über ihr Verschwinden aus Politik und Kultur* (S. Fischer 2017).

Benjamin Quaderer, geboren 1989 in Feldkirch, aufgewachsen in Liechtenstein, studierte Literarisches Schreiben in Hildesheim und in Wien. Arbeitete für die Literaturzeitschrift „BELLA triste“ und das „PROSANOVA 2014 – Festival für junge Literatur“. Debüt: *Für immer die Alpen* (Luchterhand 2020).

Julya Rabinowich, geboren 1970 in St. Petersburg, lebt als Autorin, Bildende Künstlerin, Dolmetscherin und Kolumnistin (*Der Standard*) in Wien. Zuletzt: *Hinter Glas*. Jugendroman (Hanser 2019).

Angelika Reitzer, geboren 1971 in Graz, studierte Germanistik und Geschichte, lebt in Wien. Schriftstellerin, Lehrtätigkeit am Institut für Sprachkunst an der Universität

für Angewandte Kunst Wien. Zuletzt: *Obwohl es kalt ist draußen*. Roman (Jung und Jung 2018).

Kathrin Röggla, geboren 1971 in Salzburg, lebt in Berlin-Neukölln. Schreibt Prosa, Hörspiele und Theatertexte. Zuletzt: *Der Elefant im Raum* (Akademie der Künste 2019).

Thomas Stangl, geboren 1966 in Wien, studierte Philosophie und Hispanistik und lebt und arbeitet in Wien. Schillerpreis 2019. Zuletzt: *Die Geschichte des Körpers: Erzählungen* (Droschl 2019).

Michael Stavarič, geboren 1972 in Brno, studierte Bohemistik und Publizistik / Kommunikationswissenschaft, lebt als freier Schriftsteller, Literaturkritiker, Übersetzer und Dozent in Wien. Zuletzt: *Fremdes Licht* (Luchterhand 2020).

Daniel Wisser, geboren 1971 in Klagenfurt, lebt als Autor und Mitglied des Ersten Wiener Heimorgelorchesters in Wien. Für seinen letzten Roman *Königin der Berge* (Jung und Jung 2018) erhielt er den Österreichischen Buchpreis 2018 und den Johann-Beer-Preis 2018.